

Nr. 247 Bromberg, den 26. Oktober 1935

Tresor 226.

Kriminalroman von Richard Marsh.

(Schluß.)

„Du siehst, daß ich es war, den Shon gerufen hat."

Man hatte den Marquis von Skye in sein großes Haus in Park Lane gebracht. Er hatte darauf bestanden, und da sein Ende nur eine Frage von Stunden war, erhoben die Ärzte keine Einwendungen dagegen. Die Kugel hatte ihn nicht sofort getötet, aber innere Blutungen hervorgerufen, die jenseits ärztlicher Kunst lagen.

Es war zwischen zwei und drei Uhr morgens. Neben dem Bette des Sterbenden standen sein Vetter und dessen Frau Netta. Beide sahen arg mitgenommen aus. Netta war schweigsam, sie konnte kaum ein Wort hervorbringen. Die Geschehnisse, die in den letzten Stunden auf sie eingestürmt waren, schwirrten ihr noch im Kopfe herum. Kaum war sie ihnen entronnen, als sich ihre neuerdings Verwirrendes bot: das palastartige Haus, in dem sie sich befand, und das Lager eines Sterbenden, dessen Tod sie zu einem Rang erheben würde, wie die vereinigten Königreiche nur wenige zu vergeben haben. Kein Wunder, daß sie sich immer wieder fragte, ob sie nicht in einer Traumwelt lebe.

Der Marquis fühlte keine Schmerzen, im Gegenteil, er schien sich vollkommen wohl zu befinden, jedenfalls wohler als die zwei Menschen neben ihm. Nur seine Stimme wurde immer schwächer. Er sprach zu Netta, die ihn mit einer seltsamen Mischung von Scheu und Rührung betrachtete.

„Es tut mir leid, meine liebe Kusine, daß unsere Bekanntschaft nur so kurz war. Aber ich tröste mich damit, daß ich nun, nachdem ich dich kennengelernt habe, in Frieden sterben kann. Bei Andrew und dir ruht der Weiterbestand unseres Hauses in sicheren Händen."

Er beobachtete sie einige Sekunden schweigend und schien überrascht zu sein, als er Tränen ihre Wangen hinabrollen sah. Seine Hand ausstreckend berührte er eine der ihren mit seinen Fingern.

„Weine nicht, Netta! Ich bin es nicht wert. Unter uns gesagt, es ist das Beste für mich, daß ich sterbe. Alle, die ich lieb hatte, sind mir schon im Tode vorangegangen und ich bin müde. Du hast keine Ahnung, wie müde man werden kann. Außerdem hinterlasse ich einen so hervorragenden Stellvertreter, einen, der ein weit besserer Häuptling unserer Sippe sein wird als ich."

„Das darfst du nicht sagen."

Bruce stand neben seiner Frau, als sie niederkniete. Er war es, von dem dieser Widerspruch gekommen war.

„Doch, Gairloch wird stolz auf dich sein." Zu Netta gewendet, fügte er hinzu: „Du kennst meinen Vetter noch nicht, obwohl du seine Frau bist. Er ist der liebste Kerl, den man sich denken kann, aber er hat viel durchgemacht. Eine Frau hat ihn vollständig ruiniert, und es ist nur gerecht, daß eine andere ihn wieder aufrichtet. Sage mir, daß du jederzeit bemüht sein wirst, ihn glücklich zu machen."

„Ich werde es versuchen. Hoffentlich glückt es mir.'

„Es wird nicht viel dazu notwendig sein. Ich danke dir, daß du ihn geheiratet hast. Es ist ein Kompliment für die Familie."

Dies war der letzte zusammenhängende Satz, den er sprach; er war mit einem Lächeln geäußert worden. Danach kamen aus seinem Munde nur noch verschiedene einzelne Worte, immer seltener und immer schwächer. Zum Schluß sagte er noch etwas, so leise, daß Netta sich über ihn beugen mußte, um es zu verstehen:

„Küsse —" flüsterte er, dann hielt er inne, als ob seine Kraft sich in dem einen Wort verausgabt hätte.

Sie hatte ihn jedoch verstanden und küßte ihn.

Ihr Mann tat das gleiche.

Unmittelbar darauf glaubten die beiden durch das Fenster die klagenden Töne eines Dudelsackes zu hören.

„Shon ist da! Er hat ihn abgerufen!" Ihr Mann hob sie auf seine Knie und schlang seine Arme um sie. „Alex ist tot!"

Einige Stunden später hatten Mann und Frau eine Aussprache. Jugend ist elastisch, und ihre Stimmungen ändern sich rasch. Als Netta aus einem erfrischenden und traumlosen Schlaf erwachte, erschien ihr die Welt wieder hell. Alles in allem war der Verstorbene nicht mehr gewesen, als die Bekanntschaft einer Stunde. Er war tot, und damit hatte diese Bekanntschaft eine Ende.

Die Eigenart ihrer veränderten Stellung war es, was sie zunächst am tiefsten berührte. Sie fragte ihren Mann:

„Bist du jetzt wirklich der Marquis von Skye?"

„Unglücklicherweise ja."

„Und ich eine Marquise?"

„Selbstverständlich. Die Krone mußt du tragen."

Er lächelte, denn er gewahrte in ihrem Gesicht etwas, das ihn vermuten ließ, daß ihr diese Bürde nicht schwer sein würde. Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirne, als ob sie sich vergewissern wollte, daß sie wachte.

„Und vor noch nicht langer Zeit habe ich die Stiefel unserer Mieter geputzt, deren einer du warst."

Er zog sie lachend an sich. „Du erinnerst dich, daß ich immer Einwendungen dagegen hatte."

Auch sie erinnerte sich nun an verschiedenes.

„Bob, ist es wahr, daß du schon verheiratet warst?"

Sie trat einige Schritte von ihm zurück und betrachtete ihn mit bangen Augen.

„Ja, aber ich bin geschieden aus Verschulden des anderen Teiles. Meine erste Frau ist nachher Schauspielerin geworden. Wir haben sie zusammen im Pandora-Theater gesehen, wo sie unter dem Namen Esmé Hamilton auftrat."

„Das war deine Frau?"

„Ja. Sie war meine Frau", erwiderte er mit einem tiefen Seufzer. „Sie hat mich durch ihre Verschwendung ruiniert, und als ich ihrem Leichtsinn Einhalt tun wollte, schlugen ihre Gefühle für mich, wie sie immer waren, in Haß um. Ich glaube zwar nicht, daß sie wirklich schlecht war, denn ein leichtfertiges, hirnloses Wesen wie sie ist unfähig dazu, sondern nur ohne jedes Verantwortungsgefühl. Sie hatte Bekanntschaften, die ihr halfen, mich zu ruinieren, und einer davon war jemand, der vorgab, mein Freund zu sein, Oberst Verinder. Eines Nachts fand ich

ihn mit meiner Frau zusammen. Wir kämpften, ich warf ihn aus dem Fenster, und er starb daran."

„Du hast ihn getötet!"

„Ja, aber ohne Absicht. Ich wollte es nicht. Auch das Gericht sah das ein und änderte die Anklage in Totschlag um. Man sprach mich schuldig und verurteilte mich zu zwei Jahren Gefängnis."

„Bob!" Sie legte ihre Hand auf seine Schulter und schmiegte sich an ihn.

„Du wirst verstehen, daß mir das viel Kummer bereitete. Ich entschloß mich, durch mein bisheriges Leben einen Strich zu ziehen, in einer anderen Welt als jener, in der ich bisher gelebt hatte, unterzugehen. Auf diese Weise kam ich nach Putney und verliebte mich in dich, was ich vermieden haben sollte."

„Warum? Du warst doch schon vorher geschieden."

„So ist es."

„Warum also hättest du dich nicht in mich verlieben sollen? War ich dir nicht gut genug?"

„Unsinn! Wegen meiner Vergangenheit natürlich. Ein Mann, der etwas so Schlimmes auf dem Kerbholz hat wie beispielsweise ich, darf sich nicht in ein Mädchen, wie du bist, verlieben."

„Ich habe an deinem Vorleben nichts auszusetzen. Glaubst du, wenn eine Frau versuchte, mir deine Liebe zu stehlen, daß ich nicht auch Neigung fühlen würde, sie umzubringen? Wahrscheinlich täte ich es auch."

„In dieser Hinsicht brauchst du keine Furcht zu haben. Niemand kann dir je meine Liebe stehlen."

*

Mr. Chaffing und seinen Freunden wurde das Schicksal zuteil, das sie verdienten. Das kleine Buch, das der Erbe George Edneys im Tresor Nr. 226 gefunden hatte, enthielt die dazu nötigen Beweise. Alle erhielten schwere Gefängnisstrafen.

Mr. Theodor Ludlow fehlte eines Morgens in der Bank, die er mit seinen Diensten beehrte. Bei Nachprüfung seiner Bücher stellten sich genügend Gründe für seine Abwesenheit heraus. Anscheinend hatte er einen kleinen Ausflug nach dem Ausland unternommen und ist, so weit bekannt wurde, niemals in das Land seiner Väter zurückgekehrt.

Von Sam Swire, seinem Gefährten, hat man nichts mehr gehört.

Kurz nachdem der neue Marquis von Skye seinen Vätersitz übernommen hatte, schenkte er Dene-Park seinem jungen Gehilfen Sidney Foster. Als dieser sich weigerte, ein so reiches Geschenk anzunehmen, erzählte er ihm alles von George Edneys Erbschaft und erklärte ihm, daß er diese nur angetreten habe, um die Sünden Edneys wieder gutzumachen.

Eines Tages hielt Benjamin Rodway, nun ein Multimillionär, um Margarete Fosters Hand an, und seltsamerweise — die beiden hatten seit Wochen kein freundliches Wort miteinander gewechselt — nahm diese den Antrag an.

„Meinetwegen", bemerkte sie. „Ich werde Sie heiraten. Ich habe schon so viel Mühe mit Ihnen gehabt, daß ich nicht einsehe, warum ich nicht versuchen sollte, Sie vollends zu einem brauchbaren Mitglied der menschlichen Gesellschaft zurechtzustutzen."

Er verzog das Gesicht, denn er hatte sich die Annahme seines Antrages anders vorgestellt.

„Sie mögen sich vielleicht um andere bemüht haben, aber nicht um mich."

„Das ist abermals ein Beispiel Ihrer unglaublichen Begriffsstutzigkeit. Ich habe Sie bei mehr als einer Gelegenheit vor allerlei Dummheiten bewahrt, und wenn ich nicht gewesen wäre, hätten Sie heute Ihren besten Freund und Partner längst verloren. Jetzt können Sie ruhig zugeben, daß ich, was ihn betrifft, von Anfang an im Recht war. Er ist der beste, treueste und edelste Mensch, den ich je kennengelernt habe."

Rodway fuhr sich mit den Fingern durch die Haare.

„Eines vergessen Sie, das Wichtigste, das Glück, das er hatte!"

„Mein lieber Benjamin — ich werde Sie stets so nennen — niemals eine Abkürzung, die Ihnen nicht stehen würde — also mein lieber Benjamin, wir alle sind in einem gewissen Sinne ein Spielzeug des Glückes, aber es gibt eine Art von Glück, das nur aus dem Charakter eines Menschen entspringen kann."

— Ende —

Jagd auf T. P. Lings.

Ein Tatsachenbericht von **Konrad Seiffert.**

Es gab keinen weißen Mann in ganz Ostafrika, der behaupten konnte, T. P. Lings schon einmal so richtig von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben. Und trotzdem kannte jeder seinen Namen. Jeder hatte von seinen Räubereien, seinen unglaublichen Taten gehört. Lings stand außerhalb der Gesellschaft. Er verachtete sie und fügte ihr Schaden zu, wo er nur konnte. Und sie rächte sich, indem sie ihn für vogelfrei erklärte. Tausend Pfund waren auf seinen Kopf gesetzt.

Die Schwarzen beteten ihn an. Er war der unbeschränkte Herrscher vieler Stämme. Sie verrieten ihn nicht. Sie verpflegten und versteckten ihn, wenn das notwendig war. Und er lieferte ihnen dafür Alkohol, Tabak, Waffen und Munition.

Wir wußten nicht einmal, ob Lings Engländer, Deutscher, Portugiese, Franzose oder Amerikaner war. Ganz im geheimen zollte man ihm bisweilen Anerkennung. So entführte er in einer Sturmnacht vom Flugfeld bei Salisbury mitten aus den Baracken und den Hangars heraus einen Doppeldecker, überflog mit ihm die portugiesische Grenze — und ward nicht mehr gesehen, obwohl in den nächsten Tagen halb Nord- und Südrhodesia und halb Portugiesisch-Ostafrika mit Flugzeugen und Autos nach ihm abgesucht wurde. Von Beira aus bedankte sich Lings eine Woche später bei den Leuten in Salisbury für das flotte Flugzeug, und die ganze Ostküste schmunzelte oder war entsetzt.

In die Nähe unserer Pflanzungen kam Lings nur einmal. Und dabei wurde er dann endlich zur Strecke gebracht.

Aus Marths Schuppen verschwand während einer Regennacht das Auto. Es war zwar nicht mehr viel wert, und der Verlust war an sich nicht allzu schlimm. Aber daß am Tor des Schuppens, in einem Spalt, ein Zettel steckte, auf dem Herr T. P. Lings bescheinigte, einen Wagen von einem „blöden Deutschen" erhalten zu haben, das war ein wenig stark. Und wir beschlossen, acht Mann hoch und ein Rudel tüchtiger Boys, uns den Wagen wiederzuholen. Den Herrn Lings und die tausend Pfund Belohnung außerdem.

Am andern Tag zogen wir los. Die Spur ließ sich leicht verfolgen. Die Straße zur Zentralbahnlinie hin war schlecht und vom Regen aufgeweicht. Das Profil der Autoreifen konnten wir weithin deutlich im Schlamm erkennen. Wir folgten der Spur mehrere Kilometer, bis sie vom Weg nach rechts abbog, quer durch den Busch führte und in dem durch das Wasser der Regenzeit zu einem Strom von recht ansehnlicher Größe angewachsenen Zufluß des Ruaha endigte. Zuerst standen wir ziemlich ratlos. Hinüber auf das andere Ufer konnten wir nicht. Aber Lings hatte doch auch nicht hinübergekonnt. Wo also war der Wagen geblieben?

Die Boys stocherten mit Stangen im Wasser umher, und bald konnten wir uns davon überzeugen, daß der Wagen wirklich im Fluß stand. Lings hatte ihn da hineingefahren. Zu welchem Zweck wohl? Sollte er versehentlich hineingefahren und verunglückt sein? Vielleicht saß die Leiche noch im Wagen. Wir mußten das wissen. Auch für den toten Lings gab es tausend Pfund.

Also beschlossen wir, den Wagen aus dem Wasser zu ziehen. Das war nicht ganz einfach. Schließlich gelang es uns, ein Seil so um das Verdeck des Autos zu legen, daß es fest saß. Wir arbeiteten wütend, immer auf der Hut vor den Krokodilen. Manchmal bewegte sich der Wagen ein wenig. Aber dann rutschte er wieder ab, und die Strömung preßte ihn ganz in seine frühere Lage zurück. Die Nacht kam dazwischen; am nächsten Morgen erst stand der Wagen richtig auf der Uferböschung. Er sah nicht gut aus. Und Lings Leiche fanden wir nicht darin. Etwas enttäuscht zogen wir ab. Der Wagen blieb vorläufig stehen; die Boys sollten ihn später mit Ochsen abschleppen.

Unsere Stimmung war schlecht. Aber sie wurde noch schlechter, als wir uns den Pflanzungen näherten. Boys kamen uns entgegengelaufen und berichteten schnatternd, es sein eingebrochen worden. In der Nacht. Bei Weimann. Bei Grapp. Bei Marth. Und bei mir. „Es muß

Lings gewesen sein!“ dachten wir alle. Und dann sprachen wir es aus.

Und alles stimmte. Es war alles weg: Geld, ein paar Taschenuhren, fast sämtliche Waffen, die wir nicht bei uns gehabt hatten, die ganze Munition. Die Benzinbehälter waren umgestürzt worden. Und niemand hatte etwas gemerkt.

Lings war es gewesen. Das wußten wir alle. Und er mußte Helfer gehabt haben. Er hatte das alte Auto Mauths nur deshalb gestohlen, um uns wegzulocken. Aber ebenso klar war es uns, daß wir ihn diesmal nicht entkommen lassen durften. Eine Expedition wurde sofort zusammengestellt und ausgerüstet, so gut das ging. Die Hunde nahmen wir mit. Und bald entdeckten auch einige Boys Lings Spuren. Sie führten nach Westen, Ussangu zu.

Die tiefen Eindrücke der schweren Stiefel Lings waren manchmal ganz deutlich zu sehen. Er hatte, nach den Spuren zu urteilen, vier Neger bei sich. Die Leute mußten alle schwer beladen sein. Und wenn nichts dazwischen kam, dann konnten wir sie bald eingeholt haben. Ihr Vorsprung war nicht sehr groß.

Es kam nichts dazwischen. Wir holten sie noch am Nachmittag ein. Durch unsere Gläser sahen wir die Gruppe vor uns einen kahlen Hügel hochhasten. Sie hatten uns längst gesehen. Aber zum Schießen war es noch viel zu weit. Vorsichtiger als bisher marschierten wir weiter. Bis zum Abend hingen wir an ihren Spuren. Aber mit der beginnenden Dunkelheit wurden unsere Boys unsicher. Und auch die Hunde wußten nicht mehr genau, welchen Weg sie einschlagen sollten. Wir richteten uns für die Nacht ein, aßen, berieten, waren überzeugt, daß Lings uns nicht mehr entkommen konnte, schliefen. Vor Sonnenaufgang waren wir wieder auf den Beinen und stellten fest, daß Lings sich von dreien seiner Begleiter getrennt hatte. Nur die Fußtapfen eines Schwarzen waren noch neben seinen Stiefelabdrücken zu sehen. Wir folgten seiner Spur, obwohl wir annehmen mußten, daß der größte und schwerste Teil der gestohlenen Sachen durch die Neger, die nicht mehr bei ihm waren, abgeschleppt wurde. Es kam uns jetzt nicht auf diese Sachen an. Es kam uns auf Lings an.

Gegen Mittag kamen wir ihm so nahe, daß unsere Hunde kaum noch zu halten waren. Es ging durch ziemlich lichten Busch ununterbrochen abwärts, einem großen Zufluß des Ruaha entgegen. Der konnte ohne Boot nicht überquert werden, denn jetzt, in der Regenzeit, hatte auch er sich in einen Strom verwandelt. Wir befanden uns in einem Bogen des Flusses. Vor uns, im Halbkreis etwa, gurgelte das Wasser, gelb, lehmig, dem Ruaha zu. Lings saß hier fest. Er konnte uns nicht entkommen. Es war eine Dummheit von ihm, so blöd in diesen Flußbogen hineinzumarschieren.

Wir sahen Lings und seinen Begleiter nicht. Der Busch, der zum Fluß hin dichter und in Wald überging, hielt ihn verborgen. Aber als unsere Boys mit den Hunden auf den Spuren der Verfolgten über eine Lichtung gingen, verriet sich Lings durch zwei Schüsse. Er traf nicht. Er saß unten an der Uferböschung, hatte gutes Schußfeld und wartete auf unsern Anmarsch. Wir kreisten ihn ein, krochen immer näher an sein Versteck heran und fingen an zu schießen. Auch er schoß. Und der „Knabe Karl“, ein Boy Weimanns, ging in die Knie. Herzschuß. Wie zur Vergeltung schoß kurz darauf Weimann den schwarzen Begleiter Lings durch den Kopf, als der zwischen den Büschen auftauchte. Der Neger warf sich zurück. Wir hörten seinen langen Körper den Uferabhang hinunterrollen und ins Wasser klatschen. Wir hörten Lings fluchen. Und dann begann er wie rasend nach unserm Ring zu schießen. Aber er traf nicht mehr.

Wenn Lings auch in einer tadellosen Deckung saß, so war es doch aussichtslos für ihn, sich noch lange zu verteidigen. Er mußte das eingesehen haben. Und er machte ein schnelles Ende. Er sprang auf, schoß sich eine Kugel in die Schläfe und fiel polternd seinem schwarzen Begleiter nach, die Uferböschung hinunter und ins Wasser.

Wir sprangen von allen Seiten hinzu. Aber wir sahen Lings Leiche nicht treiben. Krokodile, die schon der Körper des erschossenen Schwarzen angelockt hatte, waren in Mengen da, und alles ging sehr schnell. Nur Lings Arm tauchte noch einmal auf. Er steckte im Rachen eines Krokodils.

Die tausend Pfund bekamen wir nicht. Die Behörden glaubten uns den Tod Lings nicht. Und seine Leiche konnten wir nicht vorzeigen.

Der Staudacher Sepp.

Eine heitere Älplergeschichte.

von **Heinrich Brandstätter.**

Wenn sich der Staudacher Sepp giftete, dann setzte es was; er war ein gründlicher Mann. Am häufigsten giftete er sich über die Frauenzimmer. Darüber gab es nichts zu lachen, und am wenigsten für die, so ihm just in die Quere kamen. Es hat denn auch keine bei ihm ausgehalten, und es gab Zeiten, da sich im Staudacherhof kein Frauenzimmer fand . . .

War ein lediger Bauer, der Staudacher Sepp, und schon mehr oben in der Einschicht. Jung war er g'rad' nimmer, eine Schönheit auch nicht, aber gerackert hat er wie selten einer. Das Rackern war er gewohnt, das fand er in Ordnung, aber die Frauenzimmer machten ihm zu schaffen. In seinen jungen Jahren ließ er keine Schürze vorüber, ohne der Trägerin gründlich in die Augen zu gucken. Aber er konnte auch nie aufhören, sich über die Frauenzimmer zu ärgern. Man lernt nie aus, am wenigsten bei den Frauen, pflegte er zu sagen. Der Staudacher hatte viel gelernt, aber nicht alles. Und so mußte er bis zur letzten Stunde seines Lebens Lehrgeld zahlen . . .

Freilich schlug erst die Moidl dem Faß den Boden aus. Die im Tal meinten zwar, der Staudacher hätte es nicht nötig gehabt, so eine junge Magd zu nehmen in seinen alten Tagen, hinauf in seine Einschicht. Aber der Staudacher meinte querköpfig: junges Holz biegt sich leichter als altes. Und im übrigen habe er niemanden um seine Meinung gefragt! Doch die Moidl war eine Hantige, eine von jenen, wie sie nur alle sieben Jahre einmal auf die Welt kommen. Und so kam das Biegen auf den alten Staudacher.

Kaum einige Wochen hauste die Moidl in der Einschicht, und schon wehte ein scharfer Wind im Haus. Sie verstand es, den Dienstleuten Beine zu machen, und wer sie bei der Arbeit sah, neidete dem Staudacher die junge, tüchtige Kraft. Der alte Kracher wird doch nicht glauben . . .? meinten besorgt die älteren Jahrgänge. Der Staudacher glaubte aber selbst nicht recht, nur hier und da hatte er seine Gedanken und giftete sich.

War er noch Bauer, oder war er es nicht? Hatte er im Haus noch etwas anzuschaffen oder nicht? Er stapfte grantig umher und schimpfte, manchmal zog er sogar seine Hand. Die Moidl sprang jedesmal flink zur Seite und lachte; und wie sie lachte! Dann schob sie ihn zur Seite wie ein altes Möbelstück. Sie schrubbte und scheuerte im Hause, daß es eine Art hatte. Sie jagte den Staudacher von einem Winkel in den anderen. Sie vervollständigte den Hausrat. Sie erneuerte die Wäsche und brachte das Geschirr in Ordnung.

Sie richtete sich ein, als wäre sie im Begriff, einen Hausstand zu gründen. Und war doch gar nicht des Staudachers Weib und dachte auch nicht daran, es zu werden.

An einem schönen Sonntag kam sie mit dem Michlhuber Peter, einem baumlangen Kerl, vom Kirchgang heim, wies auf diesen, der liebevoll grinste und sagte: „Daß Ihr 's gleich wißt, Bauer! Der da ist mein Bräutigam. Und Ihr braucht keine Angst zu haben um Eure alten Knochen!“ Der Staudacher schaute ein bißchen von unten herauf auf das baumlange Mannsbild. Dann meinte er giftig: „So, so!“ und machte sich aus der Stube. Der ist imstand und haut mir die Rippen ein, wenn ich das Maul aufmache, dachte er grimmig. Wo sie den Burschen nur aufgeklaubt hat?

Nachmittags schlüpfte der Staudacher in seinen besten Rock und stapfte brummend ins Dorf. Von Zeit zu Zeit fuchtelte er mit seinem Stecken in der Luft herum. So kam er ins Tal zu seinem alten Freund, dem Sticheleder. Der saß dick und breit unter dem Nußbaum vor seinem Hause und paffte mächtig aus seiner Pfeife.

„Ist mir gleich g'wes'n, daß du heute einmal kommst“, sagte der Sticheleder schmunzelnd und schaute listig. Der Staudacher zeigte sein grimmigstes Gesicht, machte keine

Umstände und legte gleich los. Das mit der Moidl war eine heikle Sache und mußte besprochen werden. So eine tüchtige Dirn findet man nicht leicht, aber auch keine so z'widere. Aber Sticheleder lachte, daß ihm die Wangen schlotterten. Aber dann hörte er alles ordentlich an, zog seine Stirn in viele Falten und machte ein wunderliches Gesicht. „Na, ich meine, es ist das beste, du denkst ans Heiraten. Bist lange genug e'nspännig durchs Leben kutschiert. Wirst g'rad nicht sterben an der Ehe, haben 's and're auch ausgehalten. Kinder hast auch keine, was soll mi. dem Hof werden?"

Der Staudacher bohrte mit seinem Stock tiefe Löcher in den weichen Rasen unterm Nußbaum. „Zum Heiraten ist sie mir doch zu jung, so ein Ding bringt nichts Gutes!" meinte er nachdenklich.

„Du mein Himmel!" lachte der Sticheleder, „wer sagt denn auch, daß du die Moidl heiraten sollst? Sie bleibt dir auch so auf dem Hof. Sie ist keine, die gern herumläuft, von einem Platz auf den anderen. Wenn es ihr wo gefällt, bleibt sie, kannst Gift darauf nehmen. Setz' ihr eine tüchtige Bäuerin ins Haus, eine gesetzte. Dann wird sie schon merken, woher der Wind weht. Hast dir die Moidl aus dem Nachbartal geholt, hol dir von dort auch gleich die Bäuerin. Und ich wüßt' gleich eine. Wenn man sie anschaut, möcht' man meinen, es ist die Mutter der Moidl, so sind sie einander ähnlich. Freilich ist sie g'rad nimmer so sauber, aber . . ." und der Sticheleder schnalzte mit der Zunge.

So ging der Staudacher richtig auf die Brautschau, fand Gefallen und gefiel, und das ganze Tal hatte seine Freude, denn Schadenfreude ist auch eine Freude und schier die ergiebigste. Auch der Staudacher freute sich, aber nicht lange. Die Moidl war wie ausgewechselt, fleißig wie früher, aber sanft wie ein Lamm. Sie strich dem Staudacher um den Bart, daß ihm ordentlich warm wurde. Beinahe reute es ihn, so bald zu heiraten. Doch die Dinge nahmen ihren Lauf. Die Moidl redete so viel Gutes über die neue Bäuerin, daß sich der Staudacher baß verwunderte und ihm greulich der Mund wässerte.

— — — — —

Er ist sehr alt geworden, der Staudacher, über die neunzig. Man sah ihn lange Jahre im Sommer auf der Bank sitzen und sein Pfeifchen schmauchen. Um ihn tummelte sich eine ständig wachsende Schar munterer Kinder, und sie trieben manchen Schabernack mit dem alten, greinenden Mann. Denn der Staudacher giftete sich bis zur Todesstunde über die Frauenzimmer. Eigentlich hatte er keine Ursache dazu, aber er war richtig dem Sticheleder aufgesessen und hatte Hals über Kopf Moidls Mutter geheiratet. Und diese war auch eine Hantige und dazu keine Junge. Und so kam der Staudacher erst in seinen alten Tagen unter ein richtiges Weiberregiment. Hat ihm eigentlich nicht geschadet, und er hatte das Seine, aber zum Reden langte es nie. Er mußte sehr fleißig sein, wenn er mit dem Horchen nachkommen wollte.

Die beiden Frauen setzten den Sepp sehr bald auf den Altenteil, der lange Peter kam als Bauer auf den Hof, und der Staudacher fand in ihm einen Leidensgenossen. Die beiden redeten nicht viel miteinander, nur an besonders schlimmen Tagen schauten sie sich hie und da in die Augen, und dann spuckten sie aus. Du lieber Himmel, aber wie sie ausspuckten!



Lustige Ecke





„Heute siehst du aber viel besser aus, Schatz!"



Rätsel-Ecke



Uhren-Rätsel.



1, 2, 3, 4, 5, 6 = schöne Tätigkeit
2, 3 = altes dän. Gewicht
3, 4, 5 = Fluß in Galizien
4, 5 = Verhältniswort
7, 8 = Hauptstadt d. Gouvernements Ladak in Kaschmir
7, 8, 9, 10, 11 = berufl. Ausbildung
7, 8, 9, 10, 11, 12 = Beruf
8, 9, 10, 11 = innerer Wert
11, 12 = pers. Fürwort
11, 12, 1 = im absoluten Maßsystem die Einheit der Arbeit
1—12 = ?

*

Besuchskarten-Rätsel.

O. E. R. Vorhass
Stettin

Wer den Beruf wissen will, den der Inhaber obiger Besuchskarte ausübt, hat sämtliche Buchstaben der Karte umzustellen, bis sich eine mit „S" beginnende Berufsbezeichnung ergibt.

*

Viereck-Rätsel.

Die Wörter: Herbstzeit, Strandkorb, Wanderlied, Seegefecht, Panzerboot, Niederlage, Kommandant, Wunderkind, Vergeltung, Einbildung, sind in ein Viereck von 10×10 Feldern einzutragen, aber in solcher Reihenfolge, daß die von links oben nach rechts unten schräg laufende Linie den unsterblichen Namen eines Deutschen nennt.

Auflösung der Rätsel aus Nr 241.

Rösselsprung:

An jedem Morgen sei eingedenk:
„Dieser Tag ist ein Gottesgeschenk!"
Und zeigt ein Abend dir nichts als Sorgen:
„Hinter der Nacht steht ein leuchtender Morgen!"
O. Promber.

*

Besuchskarten-Rätsel: Kriminalbeamter.

*

Spitzenrätsel:

O	K	T	O	B	E	R
s	u	a	t	a	s	t
t	n	l	t	u	c	t
e	s		o		h	t
r	t				e	e
n						r

= Oktober.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z. o. p., beide in Bromberg.